



Der Pate - Robert Mundell

Kaum ein anderer Ökonom prägte die Wissenschaft und weltweite Wirtschaftspolitik der vergangenen 50 Jahre so stark wie der exzentrische Kanadier **Robert Mundell**. Der Nobelpreisträger, Währungsexperte und Angebotstheoretiker erfand die Reaganomics – und war intellektueller Wegbereiter des Euro.

Kann dieser Mann ein ernst zu nehmender Wissenschaftler sein? Seine Dankrede zur Verleihung des Nobelpreises 1999 beendete er musikalisch und schmetterte den Song „I did it my way“ ins Mikrofon. Heute hält er abseits der akademischen Zirkel sektiererische Konferenzen in einer italienischen Burg ab. Oder er tritt mit grauem, schulterlangem Haar in der US-Fernsehsendung „Late Show with David Letterman“ auf und gibt dort platte Sprüche zum Besten, wie: „Deine Mutter ist zu dick. Wenn sie morgens Schuhe mit hohen Absätzen anzieht, sind die abends plattgelaufen.“

Keine Frage, Robert Mundell ist ein merkwürdiger Typ. Man weiß nie, woran man bei ihm ist. Der Kanadier zeigte schon mit 29 Jahren in einem formal ausgereiften und wissenschaftlich hoch angesehenen Papier, wann Währungsunionen funktionieren und wann nicht – und ist bis heute ein überzeugter Euro-Anhänger. Er wies mit seinen Modellen die positiven Wirkungen expansiver Geld- und Fiskalpolitik nach, entpuppte sich jedoch in der politischen Beratung als Freund von Ausgabenkürzungen und einer restriktiven Geldpolitik.

Doch trotz seiner Unberechenbarkeit und des exzentrischen Habitus prägte Mundell die moderne Wirtschaftswissenschaft wie kaum ein anderer. Er entwickelte die Theorie der optimalen Währungsräume und konzipierte in den USA das Wirtschaftsmodell der Reaganomics. Seine makroökonomischen Modelle finden sich heute in vielen VWL-Lehrbüchern. Für den US-Ökonomen Arthur Laffer ist Mundell der beste Ökonom des 20. Jahrhunderts und ebenso einflussreich wie John Maynard Keynes. „Der Unterschied ist nur, dass Mundell recht behalten hat“, sagt Laffer.

Robert Mundell wird am 24. Oktober 1932 in Latimer geboren, einem winzigen Ort in der kanadischen Provinz Ontario. „Ich glaube niemandem, der behauptet, dieses Kaff zu kennen. Es besteht aus einer Straßenkreuzung und einer Käsefabrik“, spottet er später über seine Heimat. Er besucht dort eine Dorfschule mit nur einem einzigen Klassenzimmer. Später behauptet er, nie in die erste Klasse gegangen zu sein. Stattdessen habe er sich aus dem Lernstoff der ersten acht Schuljahre stets das Interessanteste rauspicken dürfen.

Seine Familie zieht oft um; Roberts Vater ist Feldwebel in der kanadischen Armee. So wechselt der junge Mundell 1945 an eine Highschool in Kingston, ein Jahr später zieht die Familie in den Westen Kanadas, nach British Co-

lumbia, wo Mundell die Schule abschließt und sein Studium der Ökonomie und Slawistik beginnt. An der University of Washington in Seattle macht er seinen Abschluss in Wirtschaftswissenschaften. Sein Studienkollege Douglas North, der sechs Jahre vor Mundell den Ökonomiepreis erhielt, erinnert sich, Mundell sei ein aufgeblasener Frauenheld gewesen, der immer eine Menge Ärger am Hals gehabt habe. Er habe „in allem, was er tat, über die Stränge geschlagen“.

Zwar wird Mundell im Laufe der Jahre etwas ruhiger, die Neigung zum anderen Geschlecht behält er jedoch bis ins hohe Alter. Mit Mitte 60 wird er noch Vater. Auf den späten Nachwuchs ist er so stolz, dass er den damals zweijährigen Sohn 1999 zum feierlichen Nobelpreisbankett mitbringt. Es ist das erste Mal, dass ein Kleinkind an der Feier in Stockholm teilnimmt.

Dass ihn die schwedische Akademie der Wissenschaften ausgerechnet 1999, dem Jahr der Euro-Einführung, mit dem Ökonomienobelpreis auszeichnet, hat seinen Grund. Berühmt geworden ist Mundell vor allem mit seinen Forschungsarbeiten zu Währungsunionen. Schon 1961 entwickelte er seine Theorie der optimalen Währungsräume. Danach kann eine Währungsunion auf Dauer nur gelingen, wenn sich ähnliche Volkswirtschaften mit hoher Mobilität der Arbeitskräfte zusammenschließen. Mit einer einheitlichen Währung verzichten die Länder auf den Wechselkurspuffer, der Unterschiede in den wirtschaftlichen Entwicklungen ausgleichen kann.

Durch eine Abwertung steigt die preisliche Wettbewerbsfähigkeit. Dann können die Waren im Ausland billiger angeboten werden, wodurch dort die Nachfrage steigt. Das Überschussangebot und die Arbeitslosigkeit schrumpfen, die Preise stabilisieren sich. In einer Währungsunion aber funktioniert dieser Mechanismus nicht. Ein Ersatz dafür ist dann laut Mundell die Mobilität der Arbeit. Arbeitnehmer, die in ihrem Heimatland keine Beschäftigung mehr finden, wandern in eine Region mit stabiler Nachfrage und höheren Löhnen ab – und zwar so lange, bis sich Lohn- und Preisniveau zwischen Heimat- und Zielland angeglichen haben. Damit das reibungslos geschehen kann, müssen Löhne und Preise in und zwischen den Ländern, die einen gemeinsamen Währungsraum bilden, flexibel sein.

1963 führt der Kanadier Ronald McKinnon, aufbauend auf den Forschungen seines Landsmanns Mundell, den Offenheitsgrad als zusätzliche

Bedingung für einen optimalen Währungsraum ein: Je mehr die Mitgliedsländer untereinander handeln, desto schädlicher sind die Folgen einer Wechselkursänderung. Daraus leitet er ab, dass Länder, zwischen denen ein reger Warenaustausch stattfindet, eher geeignet sind, einen optimalen Währungsraum zu bilden. Aber auch die Struktur der Volkswirtschaften ist laut dem Princeton-Ökonomen Peter Kenen entscheidend. Hat ein Land viele verschiedene Wirtschaftszweige, ist es tendenziell geeignet für eine Währungsunion, weil es Krisen in einzelnen Branchen besser verkraften und auf den Wechselkurs als Puffer verzichten kann.

Die Euro-Zone in ihrer jetzigen Form ist offensichtlich kein optimaler Währungsraum. Dafür sind die Volkswirtschaften der Mitgliedstaaten zu unterschiedlich. Dass derzeit Massen von arbeitslosen Griechen nach Westeuropa wandern, ist nicht zu beobachten. Vor allem die Sprachbarrieren dürften noch für Jahrzehnte dafür sorgen, dass die Mobilität zwischen den Euro-Staaten relativ gering bleibt.

Trotzdem glaubt Mundell unverdrossen an die Zukunft des Euro, dessen Einführung er als intellektueller Pate begleitet hat (siehe Interview Seite 171). Die Gemeinschaftswährung werde erzwingen, dass die Euro-Zone irgendwann ein optimaler Währungsraum werde, meint er. Die Regierungen müssten lernen, dass nur mehr Flexibilität am Arbeitsmarkt, eine zurückhaltende Lohnpolitik und sinkende Steuern die Wirtschaft beleben und die Arbeitslosigkeit senken könnten.

Mundell kennt Europa nicht nur aus dem Lehrbuch. Nach seiner Zeit in Seattle besucht er die London School of Economics (LSE), wo er zu den Besten seines Jahrgangs zählt. Dort lernt er den Ökonomen James Meade kennen, dessen Arbeiten sich mit den Stabilitätskriterien für den Außenhandel offener Volkswirtschaften beschäftigen. Sie legen den Grundstein für Mundells spätere Ideen zu einer europäischen Währungsunion. Seinen Dokortitel erhält Mundell 1956 am Massachusetts Institute of Technology (MIT) bei dem Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker Charles Kindleberger.

Nach einer Station an der Stanford University in Kalifornien kehrt Mundell nach Europa zurück und lehrt am Johns Hopkins Bologna Center of Advanced Economics in Italien. Dort bekommt er 1957 die Unterzeichnung der Römischen Verträge und 1958 den Start der Europäischen Wirtschafts-

gemeinschaft (EWG) hautnah mit. Während der Sechzigerjahre wirkt er bei der Werner-Kommission mit, die bereits 1970 einen ersten Plan für eine Einheitswährung in Europa vorlegt.

Von 1961 bis 1963 arbeitet Mundell für den Internationalen Währungsfonds, wo er den britischen Ökonomen Marcus Fleming, damals stellvertretender Leiter der Forschungsabteilung, kennenlernt. Beide arbeiten unabhängig voneinander an einem neuen makroökonomischen Modell für offene Volkswirtschaften. Die Ergebnisse der beiden gehen als Mundell-Fleming-Modell in die Volkswirtschaftslehre ein.

Diese Theorie berücksichtigte zum ersten Mal internationale Kapitalströme und deren Einfluss auf die inländische Nachfrage und das Angebot. Vorher arbeiteten die meisten US-Wirtschaftswissenschaftler in ihren Theorien nur mit großen geschlossenen Volkswirtschaften. Schließlich war die amerikanische Wirtschaft sehr groß und unabhängig, der Einfluss von außen gering. Es musste wohl ein Kanadier her, um die traditionellen Annahmen über den Haufen zu werfen.

Mundell integrierte den Außenhandel und internationale Kapitalbewegungen später auch in das von dem britischen Ökonomen John Hicks entwickelte ISLM-Modell, das die Nachfrageseite der Wirtschaft auf dem Güter- und Geldmarkt abbildet. Anhand dieses keynesianisch geprägten Theoriegebildes untersuchte Mundell, wie eine effektive gesamtwirtschaftliche Stabilisierungspolitik unter verschiedenen Wechselkursregimen funktionieren kann. Laut Mundell bringt eine expansive Geldpolitik bei festen Wechselkursen und offenen Kapitalmärkten nichts. Denn das erhöhte Liquiditätsangebot senkt den Zins, den Preis des Geldes. Damit werden höher verzinsliche Anlagen im Ausland attraktiver, Kapital wandert ab. Das setzt den Wechselkurs unter Druck. Die Zentralbank muss nun den fixierten Wechselkurs mit Fremdwährungsverkäufen und Ankäufen heimischer Währung verteidigen. Dadurch sinkt die Geldmenge. Und zwar so lange, bis sie ihr altes Niveau erreicht hat. Für die Globalsteuerung der Volkswirtschaft ist die Geldpolitik bei festen Wechselkursen deshalb sinnlos. Anders eine expansive Fiskalpolitik: Sie entfaltet dann erst ihre volle Wirkung.

Bei flexiblen Wechselkursen, wie sie heute üblich sind, kehrt sich das Bild um: Die Fiskalpolitik verliert ihre Kraft. Wenn der Staat mehr Geld ausgibt,

muss er sich verschulden. Die Nachfrage nach Krediten und damit auch die Zinsen steigen. Renditehungriges Kapital fließt ins Land, treibt den Wechselkurs nach oben und verschlechtert die Exportchancen der Unternehmen. Für die Ankurbelung der Wirtschaft ist nichts gewonnen – aber die Staatskassen sind leer.

Eine Wunderwaffe kann laut Mundell bei flexiblen Wechselkursen hingegen die Geldpolitik sein. Drückt die Zentralbank mehr Geld, drückt das erhöhte Liquiditätsangebot den Zins. Der niedrige Zins macht auch kreditfinanzierte Investitionen mit geringeren Renditen attraktiv, das belebt die Wirtschaft. Darüber hinaus fließt Kapital ab, die Währung wertet ab, der Export wird zusätzlich angekurbelt. Genau diesen Weg beschreiten gerade heute die großen Notenbanken Fed, EZB und Bank of Japan. Mundell hat allerdings lange ignoriert, dass eine ausufernde Geldpolitik langfristig Inflation erzeugt und so das Wachstum gefährdet. Das sah er erst später ein.

Nach mehreren kürzeren Lehraufträgen arbeitete Mundell von 1966 bis 1971 als Professor in Chicago, wo damals Koryphäen des Fachs wie Milton Friedman, Gary Becker und Ronald Coase forschten.

Mundell war bei seinen Studenten für seinen ungewöhnlichen Lehrstil bekannt. Er beschrieb mit leiser Stimme ein Problem, für dessen Lösung er dann die jungen Ökonomen Modelle basteln ließ. Die Studenten hatten Spaß an seinen Vorlesungen, die alles andere als Frontalunterricht waren, genossen seine pädagogischen Fähigkeiten aber eher mit Vorsicht. „Lass dir von Bob einen Einfall geben, aber schreib deine Abschlussarbeit lieber bei einem anderen“, so lautete ein einschlägiger Ratschlag auf dem Campus.

In den Achtzigerjahren beriet Mundell den damaligen Präsidenten Ronald Reagan und empfahl ihm einen Cocktail aus straffer Geldpolitik, um die Inflation zu kontrollieren, und sinkenden Steuern. Mit seinem Kollegen an der Universität Chicago, Arthur Laffer, entwarf er die Laffer-Kurve, die heute in kaum einem VWL-Lehrbuch fehlt. Danach sinken die Steuereinnahmen, wenn der Steuersatz zu hoch gewählt ist. Obwohl Mundell den entscheidenden Einfall hat, trägt die berühmte Kurve nicht seinen Namen. Mundell kann damit leben. „Mir gehören genügend Modelle“, sagt er.

Der Spitzensteuersatz in den USA sank unter Reagan von 70 auf 28 Prozent. Die Wirtschaft wuchs, und dennoch ist das Konzept bis heute um-

stritten. Die Reaganomics bildeten ein Gegengewicht zum vorherrschenden Keynesianismus. Anders als bei Keynes erklärt Mundell Wachstum und Vollbeschäftigung von der Angebotsseite aus. Der Staat solle nicht durch Investitionen künstlich und kostspielig die Nachfrage stärken, sondern das Angebot selbst schaffe die Nachfrage, der Staat solle sich zurückhalten. Das beste Mittel seien niedrige persönliche Steuersätze.

Linke Ökonomen schimpfen bis heute, diese Wirtschaftspolitik sei asozial, sie mache die Reichen reicher und die Armen arm. Doch auch konservative Politiker kritisieren, dass unter Reagan der US-Haushalt völlig aus dem Ruder lief. Mundell konnte dafür wenig: Reagan hatte nicht auf ihn gehört und sich geweigert, parallel zu sinkenden Steuern die Staatsausgaben spürbar zu kürzen.

Privat wurde Mundell im Lauf der Zeit zunehmend eigen. Einige Jahre verschwand er vollkommen von der Bildfläche, bei öffentlichen Auftritten nuschetelte er schon mal unverständlich vor sich hin. Er beschäftigte sich viel mit Philosophie und erklärte den griechischen Philosophen Plato zum Anhänger harter Währungen und dessen Schüler Aristoteles zum Freund von Weichwährungen. Und er versuchte nachzuweisen, dass die Plünderung von Konstantinopel im Jahre 1203 zu schwankenden Wechselkursen im Mittelalter geführt habe.

Mit großem Eifer renovierte er 25 Jahre lang eine aus dem 12. Jahrhundert stammende Burg der Medici in der Toskana nahe Siena. Der Ökonom hatte die Ruine zur Absicherung gegen Inflation für 100 000 Dollar gekauft. Auf seiner Web-Site (www.robertmundell.net) finden sich zahlreiche Fotos seiner griechischen Frau Valerie Natsios und des gemeinsamen Sohnes Nicolas vor dem Anwesen. Auf dem Gelände versammelt er immer wieder Gleichgesinnte zu ökonomischen Debatten.

Die freilich finden in Fachkreisen nicht gerade ein wohlwollendes Echo. Der MIT-Ökonom Paul Krugman beschreibt Mundells italienischen Palazzo mit 65 Zimmern auf fünf Stockwerken spöttisch als eine heruntergekommene Hütte, wo ein brillanter, aber verschrobener Ökonom merkwürdige Konferenzen außerhalb regulärer akademischer Zirkel abhält. Manche Ökonomen bezeichnen Mundell wegen der Treffen auf seiner Burg und seiner jüngsten wirtschaftspolitischen Vorschläge, wie der Einführung einer Welt-

währung, als Anführer einer ökonomischen Sekte. An Mundell perlen diese Lästereien seiner Kollegen jedoch ab. „Kann sein, dass wir eine kleine Sekte sind, aber wie viele Christen gab es vor Jesus? Und wie viele Leute glaubten an Elektrizität vor Edison?“

An Selbstbewusstsein, so viel ist sicher, mangelt es Robert Mundell nicht.



.....

Robert Mundell: **A Theory of Optimum Currency Areas** (The American Review Nr. 4, S. 657–665, 1961). In diesem

berühmt gewordenen Aufsatz untersuchte Mundell als erster Wissenschaftler die Bedingungen für einen optimalen Währungsraum.

Robert Mundell: **A Plan for a European Currency** (1969). In diesem Papier fordert Mundell zum ersten Mal eine europäische Einheitswährung, um den Kontinent aus der damals herrschenden Dollar-Abhängigkeit zu befreien.

Thomas Courchene (Hrsg.): **Money, Markets and Mobility** (McGill-Queen's University Press, 2001). Aufsatzsammlung zur Entwicklung der Theorie der optimalen Währungsräume und der monetären Theorien von Mundell.

Manfred Gärtner, Matthias Lutz: **Makroökonomik flexibler und fester Wechselkurse** (Springer, 2009). Verständliches Standardwerk zur Rolle von Wechselkursen und Wechselkurssystemen in offenen Volkswirtschaften.

Paul de Grauwe: **Economics of Monetary Union** (Oxford University Press, 2009). Überblickswerk zur Theorie der optimalen Währungsräume.

.....

INTERVIEW MIT ROBERT MUNDELL (März 2012)

„Ich glaube an den Euro“

Der Nobelpreisträger fordert einen konsequenten Schuldenabbau – nicht nur in südeuropäischen Krisenstaaten.

Professor Mundell, die Krise der Europäischen Währungsunion geht weiter. Wird der Euro überleben?

Ja. Der Euro hat trotz der Krise eine vielversprechende Zukunft. Zu seinem zehnten Geburtstag 2009 wurde er noch als großer Erfolg gefeiert – und das zu Recht. Die gemeinsame Währung hat die Produktivität in Europa enorm gesteigert und die einzelnen Staaten zu einem großen Wirtschaftsraum verbunden. Es ist natürlich möglich, dass ein insolventes Land wie Griechenland die Euro-Zone verlassen wird. Aber das würde die Gemeinschaftswährung stärken – und nicht schwächen.

Betrachtet man das von Ihnen entwickelte Modell optimaler Währungsräume, ist Europa aber alles andere als ein Musterkandidat.

Ich wollte in meiner Arbeit von 1961 zeigen, dass man Gebiete mit hoher Mobilität der Arbeitskräfte zu Währungsunionen zusammenschließen sollte, weil dies hohe Effizienzgewinne bringt. Ich habe damals aber angenommen, dass jeder Staat selbst für seinen Haushalt geradestehen muss und nicht andere Mitgliedsländer bei Schwierigkeiten helfen müssen. Ich glaube nach wie vor, dass die Euro-Zone die Charakteristika eines optimalen Währungsraums erfüllen kann – sobald alle 27 EU-Staaten in die Währungsunion eingetreten sind.

Was wenig realistisch ist. Wie sollte Europa mit den enormen Unterschieden zwischen den Ländern umgehen?

Die entscheidenden Unterschiede gibt es bei Produktivität, Technologie und Lebensstandard. Die südlichen Länder haben weniger Kapital und exportieren mehr arbeitsintensive Güter. Das größte Problem aber ist die massive Verschuldung. Die Staatsausgaben sollten in allen Ländern deutlich zurückgefahren werden, nicht nur im Süden. Die meisten Länder hatten in den Sechzigerjahren noch eine Staatsquote von 25 Prozent. Als der Euro eingeführt wurde, war der Anteil der Staatsausgaben am Bruttoinlandsprodukt bereits auf 45 bis 55 Prozent gestiegen.

Auch die Bundesstaaten in der USA sind hoch verschuldet. Trotzdem gibt es keine Probleme mit dem Dollar als Einheitwahrung.

Das stimmt. Der Hauptunterschied ist, dass die US-Bundesstaaten nicht darauf hoffen können, dass andere für sie einstehen, wenn sie insolvent werden. Das ist seit den Zeiten von George Washington so. Im 19. Jahrhundert gab es Zahlungsausfälle bei neun Bundesstaaten. Die Regierung rettete sie nicht, und die Staaten mussten sich selbst mit ihren Gläubigern einigen – was gelang. Ähnliches hatten die Schöpfer der Maastricht-Verträge im Sinn. In denen gibt es auch eine entsprechende Klausel – über die sich die Politik bekanntlich hinweggesetzt hat. Das hat die Anreize zur Haushaltsdisziplin in überschuldeten Staaten verringert.

Was halten Sie vom europäischen Fiskalpakt? Wenn es nicht gelingt, jedes Land für seine Schulden verantwortlich zu machen, bleibt als einzige Alternative eine Fiskalunion, in der die Staatsausgaben vertraglich gedeckelt werden.

Das Interview führte Anne Kunz.

